

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 32

Artikel: Professor E. A. Göldi und seine Forschungen im Amazonasgebiet

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639345>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lallende Kritik werden das Beste dazu tun, um Sie zum richtigen Theaterhelden umzumodeln. Häuptsächlich die Frauen. Uebrigens will alles gelernt sein.“ Martin wollte eben einwenden, daß er diese Wissenschaft nicht zu kennen begehre, aber er möchte nicht schwerfällig sein, und hatte schon genug Gesellschaftslust geatmet, um zu wissen, daß alles, was in die Tiefe ging, langweilte, und nicht gestattet war. Er sagte daher ein paar anerkennende Worte über die Studien, die Hellebedes Empfangszimmer schmückten. Zu des Direktors Erstaunen bezeichnete er sofort das wertvollste der Bilder als dasjenige, das ihm am besten gefalle. Hellebede kam aufs Theater zurück.

„Ich würde Ihnen raten, lieber Herr Born, soviel als möglich die Proben zu besuchen. Sie sollten sich auch öfters selbst hören, na, Bianchi wird nicht verfehlt, Sie heranzuschleppen. Mit Anfang September beginnt die Spielzeit, ich werde große Triumphhe in Ihrem Schatten feiern dürfen.“ Martin war verlegen. Er hatte wenig Uebung im Entgegennehmen direkter Artigkeiten und ebensowenig in ihrem Zurückweisen. So schüttelte er nur mit dem Kopf, und Hellebede, für den Martin durchsichtig wie ein Glas war, lächelte. „Ein Osterlämmlein,“ dachte er, „keiner der Unsern.“

„Rennen Sie Sedlach schon? Dicker Bauch, langer Schnurrbart, böses Maul, aber Grütz im Schädel. Es ist höchste Zeit, daß Sie ihn kennen lernen. Ein begabter Kritiker, der selbst etwas vom Künstler an sich hat. Eigentlich bespricht er das Schauspiel, sein feines Gefühl für Musik

hat ihn indessen befähigt, auch unsere Opern zu zerpfüden. Er tut das nicht in kurzen Artikeln, sondern in ganzen Feuilletons, und es gibt nichts im Himmel und auf Erden, das er nicht in den Kreis seiner Betrachtungen hineinzieht. Sehr geistreich, geht selten fehl. Aber reißt herunter, was sich reißen läßt. Immerhin habe ich ihn auch schon begeistert gesehen: als die Irene Woschisla da war. Ich glaube, er weinte öffentlich vor Freude. Und das andere Mal, als wir den Giersed hier hatten im Parsifal. Da schäumte seine Feder über und schrieb mit Champagner. Er wird an Ihnen seine helle Freude haben. Eines wird er auszusezen nicht verfehlen.“ Martin sah Hellebede forschend an. „Er wird die Leidenschaft in Ihrem Gesang vermissen,“ sagte der Direktor. „Die fehlt noch.“

„Zu meinem Glück, denke ich,“ gab Martin zurück.

„Als Mensch, sicherlich zu Ihrem Glück. Als Künstler kommen Sie ohne sie nicht aus. Wären Sie Schauspieler, möchten Sie darüber stolpern. Als Sänger ist es nicht so schlimm. Sie haben noch zu wenig erlebt, das ist es. Aber noch einmal: Ihre Stimme ist so glanzvoll, so außergewöhnlich umfangreich, biegungsfähig, eigenartig im Ton und so bis zum letzten Punkt ausgebildet, daß es wohl geschehen mag, daß eine gewisse Kühle darin gar nicht auffallen wird. Wenn Sie auf der Bühne stehen werden, wird das heilige Feuer Sie packen.“ Hellebede betrachtete seine Zigarette angelegentlich und strich die Asche an einem zierlichen silbernen Eichenblatt ab.

(Forts. folgt.)

Professor E. A. Göldi und seine Forschungen im Amazonasgebiet.

Wir haben kürzlich in der Chronik dieses Blattes den Nekrolog und das Bild des am 5. Juli lebthin verstorbenen Zoologen Professor Dr. Göldi veröffentlicht. Die wissenschaftliche Bedeutung dieses Gelehrten rechtfertigt es, daß wir auf sein Lebenswerk zurückkommen. Es gibt Menschen, die ihr Leben wie ein an der Sonne gelegenes Ackerfeld mit gutem Erdreich zu nützen verstehen. Wie Regen und Sonnenschein das Wachstum der Pflanzen fördern, so bietet die Liebe und die Begeisterung für die Arbeit dem Willen Ansporn und Kraft, das gesetzte Ziel zu erreichen. Professor Göldi war ein Mensch dieser Art, ein Gelehrter bis ins Innerste seiner Seele, von glühender Begeisterung für die Wissenschaft, für sein Fach insbesondere durchdrungen.

Ein Lehrerssohn findet er im väterlichen Beruf die ersten Anregungen zur Beschäftigung mit geistigen Dingen. Wie der Vater wird er Reallehrer; er unterrichtet zunächst in Peseux und Neuenstadt und besucht nebenbei die Kurse der Akademie in Neuenburg. Das Glück will ihm gut; er erhält den schweizerischen Freiplatz an der zoologischen Station Dohrns in Neapel und

studiert an der dortigen Hochschule. Nach einem Jahr öffnet sich ihm eine Lehrstelle in Zena; so kommt er zu Professor Häckel, wird sein Schüler und bald sein Assistent. Zur Vertiefung seiner Studien geht er nach Leipzig und Berlin

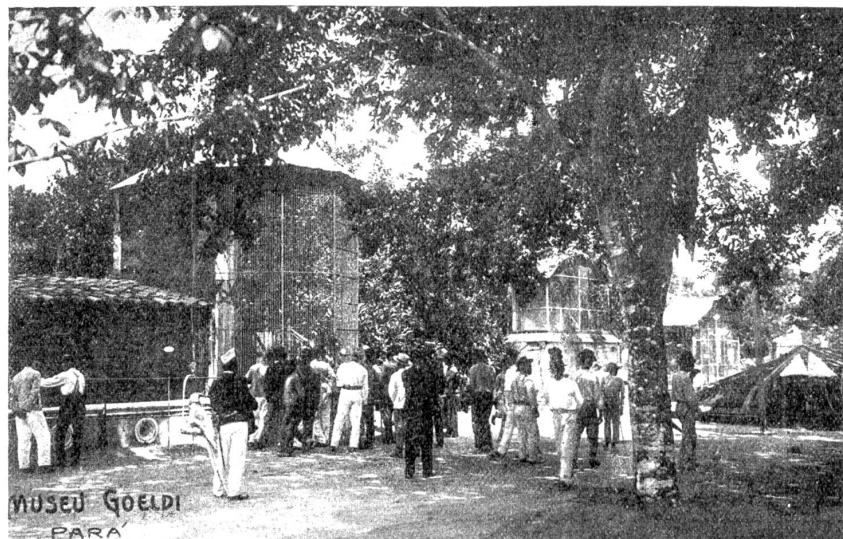


Das Museum Göldi in Pará.

und hört von Richthofen, Wundt, Leudart, von Helmholtz und Virchow. Im Jahre 1883, erst 24 Jahre alt, promoviert er zum Doktor der Philosophie an der Universität in Jena.

Nach kurzem Aufenthalt in der Schweiz treibt ihn der Forscher- und Wandertrieb abermals in die Ferne; er bewirbt sich um die Stelle eines Subdirektors am Museo nacional in Rio de Janeiro, erhält sie und reist nach Brasilien, das seine zweite Heimat wird. Hier erwirbt er sich das Vertrauen der Regierung und heiratet er die Tochter eines schweizer Handelsmannes. Das war unter der Regierung Don Pedro. Als die Monarchie gestürzt wird, verliert Göldi mit andern Ausländern seine Stellung; er leitet während drei Jahren eine von seinem Schwiegervater gegründete Kolonie im Orgelgebirge, bis der ehrenvolle Ruf des Gouverneurs von Pará an ihn ergeht, in der gleichnamigen Hauptstadt der Provinz ein Museum für Naturgeschichte und Ethnographie zu organisieren. Das war für Göldi die Aufgabe, die seinen schönsten Lebenswünschen entsprach. Mit Feuereifer und mit nie ermüdender Arbeitskraft machte er sich an seine Aufgabe.

Der brasiliatische Staat Pará umfaßt den urwaldreichen Unterlauf und das Mündungsgebiet des Amazonenstromes; seine Hauptstadt ist das geistige und kommerzielle Zentrum dieses sehr dünn bevölkerten Gebietes. Die Kultur des Landes ist noch sehr wenig entwickelt. Umso reicher ist das Land an Naturschätzen. Zur Zeit, da Göldi dort seine Tätigkeit begann, war das Amazonasgebiet trotz Humboldt, Wallace, Agassiz, u. a. berühmter Forsther biologisch noch sozusagen eine terra incognita; es fehlte der Forstung eine Heimstätte, wo sie dauernde Beobachtungen vornehmen konnte. Dieses Institut hat Göldi geschaffen in seinem „Museum für Naturgeschichte und Ethnographie“. Es steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Urwald und enthält einen ansehnlichen botanischen Garten sowie einen zoologischen Garten. Göldi befandete in der Anlage und im Aufbau des Instituts ein bewunderungswürdiges Organisationstalent. Seine Kraft wurde von der Regierung bald

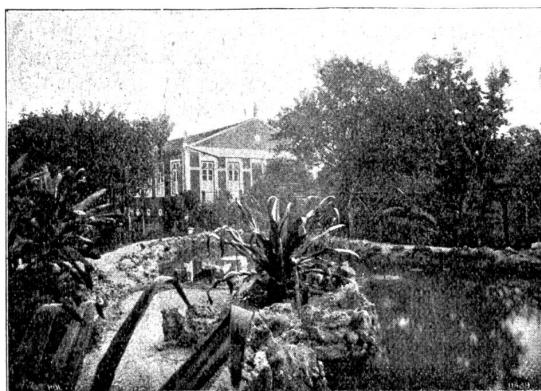


Museum Göldi in Pará: Der zoologische Garten.

nur enthält das Museum in Pará das vollständige Studienmaterial zu der Naturgeschichte des Amazonasgebietes, sondern sein in portugiesischer Sprache erscheinendes Bulletin bietet in seinen vielen Jahrgängen auch schon einen außerordentlich interessanten Einblick in dieses Lebensgebiet. Zahllos sind die Arbeiten, die Göldi selbst in diesem „Boletim“ veröffentlicht hat. Vor uns liegt ein Original-Verzeichnis, gedruckt im Jahre 1904, mit handschriftlichen Nachträgen, von Göldis naturwissenschaftlichen Publikationen. Es umfaßt bis zum Dezember 1915 231 eigene und 52 durch seine Forschungen angeregte Arbeiten. Wir notieren die Titel der 10 umfangreichsten und bedeutungsvollsten seiner Werke.

1. Amerikanische Reben. Rio de Janeiro, 1890, 2 Bde, 281 Seiten, 66 Abbildungen.
2. Die Säugetiere Brasiliens. Ebenda 1893, 182 Seiten.
3. Bericht über die Kaffeefrucht in der Provinz Rio de Janeiro. „Archiv des Nationalmuseums“, Vol. VIII, 1892.
4. Die Vögel Brasiliens. 2 Bde, 682 Seiten. Rio de Janeiro, 1890-1900.
5. Die Vogelwelt des Amazonenstromes. Sammlung von Kunstdrägen in 3 Lieferungen. Zürich, 1902.
6. Studien über die geweihtragenden Hirsche Brasiliens. Rio de Janeiro, 1902, 46 Seiten.
7. Archäologische Ausgrabungen im Jahre 1895 für das Museum in Pará. Pará, 1900, 46 Seiten.
8. Die Stechmücken in Pará. Memorias do Museu Göldi, IV. Pará 1905, 152 Seiten, 150 Abbildungen im Text und 5 Chromolithographische Tafeln.
9. Die sanitär-pathologische Bedeutung der Insekten und verwandte Gliedertiere, namentlich als Krankheits-Ereger und Krankheits-Ueberträger. Zyklus von Vorträgen an der Universität Bern. Mit 178 Figuren, 156 pag. Berlin 1913.
10. Die Tierwelt der Schweiz. Bd. I. Wirbeltiere. 1914. Verlag A. Franke, Bern. 654 Seiten und Vorwort XVI.

Während seiner zehnjährigen Wirksamkeit als Hochschullehrer in Bern entstanden eine Menge kürzerer Arbeiten, die Göldi nach seinen Referaten an der naturforschenden oder geographischen Gesellschaft in Bern oder nach akademischen Vorträgen ausarbeitete. Mit Vorliebe griff er bei diesen populär-wissenschaftlichen Vorträgen auf Erinnerungen aus seiner 20-jährigen Tropenzeit zurück. Göldi verfügte über eine prächtige Darstellungsgabe und einen anschaulichen flüssigen Stil. Eine höchst interessante Zusammenfassung seiner Forstherlebnisse



Eine Ecke des Museums von Pará.

so geschätzt, daß sie ihm reichlich die Mittel zum Ausbau und zur Vergrößerung des Instituts zur Verfügung stellte. So konnte Göldi nach zehnjähriger Tätigkeit in Pará (von 1894-1905) auf ein Werk blicken, das an Wissenschaftlichkeit und organisatorischem Ausbau den Vergleich mit jedem andern naturwissenschaftlichen Institut aushalten kann. Nicht

in Brasilien gab er anlässlich eines Europaaufenthaltes in einem Vortrag, gehalten vor der geographischen Gesellschaft in Bern im Juni 1899. Dieser Vortrag, betitelt „Naturwunder der Insel Marajó im Amazonenstrom,“ findet sich in der „Schweiz“ IV. Jahrgang, Heft 24 und 25 abgedruckt. Die Insel Marajó liegt im Mündungsdelta des Amazonas. Sie ist biologisch außerordentlich interessant. Ihre riesigen Urwälder, die mächtigen Grassteppen, die Seen und Tümpel und Wasserströme, das äquatoriale Klima, diese Faktoren bieten einer großartig mannigfaltigen Tierwelt das Optimum der Existenzbedingungen. Auf zahlreichen Expeditionen lernte Göldi diese Tierwelt kennen. Brasilien ist die Heimat der Brüllaffen; sie kommen auf Marajó in außerordentlich großer Zahl vor, so daß sie die ersten Eindrücke des Reisenden stark mitbestimmen. Der charakteristische Vertreter der Raubtierfamilie ist der Jaguar. Doch lassen wir hier Göldi selber sprechen, um unsern Lesern von seiner Forstherarbeit einen Begriff zu geben.

„Dasjenige Raubtier aber, welches dort unser Interesse in hervorragendem Grade wachzuhalten imstande ist, bleibt zweifelsohne der Jaguar, der in der Nordosthälfte von Marajó unbestreitbar eine bis zum heutigen Tage häufige Erscheinung bildet. Dies gilt zumal für den atlantischen Saum, dann aber auch für die demselben vorgelagerten physiognomisch- und genetisch identischen Inseln des Flechas, Mexiana und Cavianna. Für Mexiana konnte schon Wallace die Häufigkeit des Jaguars konstatieren; ich weiß aus neueren Erforschungen an Ort und Stelle, daß seit den 50er Jahren in dieser Hinsicht keine wesentliche Veränderung Platz gefunden hat. Der Jaguar, die drittgrößte Raubtier der Welt, die sich unmittelbar an Löwe und Tiger anreibt, findet dort an der Amazonas-Mündung offenbar ein Zusammentreffen einer Mehrzahl von ihm besonders günstigen Existenzbedingungen: ein großartiges Netz größerer und kleinerer, fischreicher Flüsse, die zu beiden Seiten mit einem Saum vielfach undurchdringlicher Hochwald-Beetulation eingerahmt sind, während ausgedehnte Savannenflächen die Zwischenräume ausfüllen; die großartige Viehzucht, welche seit ungefähr 1½ Jahrhunderten dort einheimisch ist, während doch die menschliche Bevölkerung eine auffallend dünn gesäte blieb. Es ist eben, wie so manche andere Feliden, eine hervorragend glücklich angelegte Natur, indem er im Wasser ebenso gut zu Hause ist, wie auf dem Festland und aus den Terrain-Schwierigkeiten, wie sie Marajó bietet, ebenso viele Vorteile zieht, als der Mensch Nachteile, jedesmal wenn es sich um eine ernsthafte Verfolgung handeln sollte. Der Jaguar schwimmt und taucht wie ein Fisch und das Uebersezen über einen Strom, einen Meeresarm, nach einem Uferwald oder einem Eiland, wo für ihn etwas zu holen ist, bedeutet für ihn nicht nur keine Anstrengung, sondern eher einen auf täglichem Pirschgang mit Vorliebe betriebenen Sport. Den Viehzüchtern schadet er namentlich durch das Schlagen der Kälber und jüngern Rinder; er holt aber auch nicht ungern etwa einen unvorsichtigen Haushund vom Gehöfte weg, das er nächtlicher Weile zuweilen mit unglaublicher Dreistigkeit umkreist. Ich habe es mir angelegen sein lassen, von zuverlässigen Großgrundbesitzern Erforschungen einzuziehen über die Größe des von Jaguaren ihrer Viehzucht zugefügten Schadens und bin zu dem Resultate gekommen, daß derselbe längs des atlantischen Küstenstriches jährlich durchschnittlich zwischen 1/2 bis 3/4 % des Gesamtviehstandes zu schwanken pflegt. Dabei gibt es Striche, die besonders geplagt sind; für die vorhin genannten Inseln draußen sind die Verhältnisse wesentlich augenfälliger und bezüglich der Insel Das Flechas höre ich berichten, daß der dortige Besitzer den Verdruss hatte, seinen kleinen, auf ca. 30 Stück sich belaufenden Viehstand binnen Jahr und Tag von Jaguaren gänzlich vernichtet zu sehen, die vom Festlande herübergeschwommen kamen.“

Indessen möchte ich der irriegen Annahme, als hätte man es in jenen Gegenden auf Schritt und Tritt mit dieser stattlichen Raubtierform zu tun, entgegentreten. Man kann Wochen

und Monate dort zu Besuch sein, Tag für Tag den Campo in jeder Richtung durchstreifen, ohne auch nur einmal einen Jaguar zu Gesicht zu bekommen.

So erging es mir und meinen Begleitern trotz wiederholten, längeren Aufenthalten und ich erinnere mich bloß eines einzigen Falles, wo in den Nachmittagsstunden ein Jaguar an unserem Gehöfte vorüberstrich, wovon wir aber leider die Nachricht erst mit einer Verspätung von mehreren Minuten erhielten. Er ist eben den Tag über weniger agil. Weit öfter stoßen natürlich die Viehhirten mit ihm zusammen auf der Ausübung ihres Handwerkes. Zu hören aber bekommt man ihn auf den Fazendas der Küstenseite zur Genüge in später Abend- und früher Morgenstunde; es trennen uns vielleicht wenige hundert Meter von dem „Teso“, von welchem das Gebrüll herkommt und regelmäßig kommt ich in einem solchen Haine bei Tage die Stelle konstatieren, an welcher der Jaguar in der vorigen Nacht nach Hauskatzen-Art seinen Rot eingeharrt hat; die respektablen Fußballen-Eindrücke in der frischen Erde, die ich mit meiner Hand kaum zudecken vermochte, ließen keinen Zweifel auftreten. Das zerstreut herumstehende Vieh, von dem bloß eine Anzahl junger Räuber über Nacht in die Gehege eingetrieben werden, gibt ebenfalls zu verstehen, daß es die Stimme des Erbfeindes kennt; die Kühe werden unruhig, der ausgewachsene Bullen steht vom Boden auf, regt sich kampflustig und erwidert den Fehderuf, die weidenden Pferde spitzen die Ohren.“ (Schluß folgt.)

Das Leben auf dem Klee- und Kohlfelde.

Für Natursfreunde.

Von J. U. Ramseier.

Am sonnigen Seerain bei Wiggiswil grenzt ein großer, blühender Kleeader an die Landstraße. Auf der andern Seite derselben, auf der Ebene, befindet sich ein großer Kohlacker.

Kein Natursfreund kann jetzt zwischen diesen beiden Ackerl vorbeigehen, ohne hier das Leben zu beobachten. Natürlich wird ihn der blühende Kleeader zuerst fesseln. Wie ein großer Teppich aus roten Rosen erscheint er dem Wanderer, und die saftgrünen Blätter zwischen den Kleeblumen verleihen ihm einen fesselnden Reiz. Noch ist man nicht dabei, bringt einem schon ein Läufchen den würzigen Honigduft als Gruß entgegen. Noch weiden sich Auge und Nase an Bracht und Duft dieses Alters, so schmakt und schnalzt auch schon die Zunge: „Ah — Kleehonig — Naturhonig!“ Unwillkürlich denkt man sofort an die Honigsammler. Die Ohren melden dienstfertig: „Die Bienen sind schon an der Arbeit, hört, welch ein gewaltiges Gejamm man vernimmt!“

Die weithin leuchtenden, roten Kleeblumen und ihr herrlicher Duft haben eine unendliche Zahl Honiggäste aller Art herbeigelockt. Vorab die Bienen, die den Honig auch für das beliebte Honigbutterbrot sammeln. Sie sind mit Rüsselchen und Blütenstaubkörbchen in voller Tätigkeit. In eifriger Hast geht es von Blume zu Blume, tauchen sie ihr Saugröhren in jede Blüte, und die flinken Füßchen bürsten dabei den Blütenstaub in die Körbchen am Hinterfüßchen. Auf der nächsten Kleeblume trägt eine Biene schon bald erbsengroße Höschen, und doch macht sie noch keine Miene, damit heimzulehren. Ihr Rüsselchen war eben weniger glücklich. Aus gar vielen Blüten hatte schon ein anderer Honiggast den Honig genascht. Gleichwohl ist sie der Blume für jedes Tröpfchen Honig dankbar, und da jede Blüte gern befruchtet sein will, besorgt sie dies; eigentlich ohne es zu wollen, bestreicht sie die Blüten mit dem anhaftenden Blütenstaub. Das tun auch die Hummeln; aber auf das Butterbrot liefern sie keinen Honig.

Wegen den Bienen bleibt aber niemand auf der Straße stehen, auch wegen den vielen Schmarotzern nicht, die